

Sein erster Tiger.

Von Martin Behrens.

Es war an einem kalten Oktobertage. Der Wind segte durch die Straßen und trieb die wenigen Passanten zum eiligen Lauf. Auf dem freien Plage bei der Kaserne ritzte und spitzte er an der vorwiegenden Tagen angelangten Menagerie, so daß das Keimwunder des ambulanten Gebäudes jeden Augenblick drohte, davon zu fliehen.

Der Besitzer der Menagerie ging stehend zwischen den Käfigen umher. Wenn das Wetter nicht nachließ, dann kam er in Gefahr, einen unermesslichen Schaden zu erleiden. Der schöne Königstier, sein besonderes Schmuckstück, konnte ja auf die Dauer unmöglich diesem Wetter widerstehen. Er mußte ja freipieren; denn das Tier war erst vor einigen Wochen eingelangt und daher noch nicht akklimatisiert.

Außer dem Menageriebesitzer waren noch zwei Personen in dem Raume anwesend: seine Tochter, ein etwa hiebzehnjähriges Mädchen und der Wärter des Tigers, ein junger Franzose, im Alter von einundzwanzig Jahren.

Alle drei waren besorgt; denn der Tiger war ein selten schönes Exemplar, dessen Tod dem Besitzer sowohl, als auch seiner Tochter in pekuniärer Beziehung mehr als fatal gewesen wäre, während dem jungen Franzosen das schöne Tier förmlich an das Herz gewachsen war. Er war mit dem Tiger, dessen Wärter er bereits in der Tierdankung gesehen, hier angelangt und hatte sich so sehr an dessen Gesellschaft gewöhnt, daß er sich in seiner neuen Stellung sehr wohl gefühlt hätte, wäre das schöne Mädchen, die Tochter des Prinzipals nicht gewesen. Diese mußte ihn damals nicht kennen. Sie war eine hübsche, aus seiner Nähe zu reizen. Sie war schön, selten schön. Die schlante und doch kräftige Gestalt, mit einem Kopf, woraus zwei wunderbare schwarze Augen hervorsprossen, einer feinen griechischen Nase und einem Mund, der zwei Reihen glänzender Zähne wies. Diese Zähne! Sie schimmerten so weiß, so glänzend; und Mary wußte dies alles. Sie wußte auch, daß der heiligste Franzose rasend in sie verliebt war, und das amüsierte sie. Aber sie liebte es, mit Menschen und Bestien zu spielen und zwar auf eine Weise, die ihr Spielzeug in die höchste Aufregung versetzte. So wie sie mit Brutus, einem in der Gefangenschaft aufgewachsenen Löwen, ihr Wesen trieb, indem sie ihm bald den gegen das Gitter gedrängten Kopf streichelte, bald mit einem Strohhalm in den Ohren kitzelte, daß er nervös aufsprang und drüllend im Käfig hin- und herlief, so behandelte sie den armen Zules.

Einmal war sie freundschaftlich mit ihm und machte ihm Hoffnung, ein andermal war sie höflich und sah nur den Untergehenden ihres Vaters in ihm. Obgleich wußte sie durch spöttische Redensarten den leicht erregbaren Menschen in eine Art von Wut zu versetzen, die sie um so mehr amüsierte, als sie wußte, daß ein einziges freundliches Wort aus ihrem Munde ihn wieder willfährig machte.

Der Sturm hatte sich gelegt, und erleichtertes Gemüths war der Menageriebesitzer, nachdem er Order gegeben, sich für den andern Tag vorzubereiten, das Winterquartier zu beziehen, fortgegangen.

Die beiden jungen Menschen waren jetzt allein in der Menagerie, und da Mary sehr wohl einfiel, daß es heute doch mühsel sei, an der Kasse auf Publikum zu warten, so beschloß sie in Ermangelung eines Besseren wieder einmal ihr Spiel mit dem armen Zules zu treiben. Sie mußte sich ja gefallen, daß er ihr getreu, dieser hübsche, intelligente Mensch. Aber trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen wollte sie ihren Liebermum an ihm auslassen.

„Aber wenn Sie auch nur darauf geachtet, daß Ihrem Liebling dort in dem Käfig nichts Schlimmes passiert?“ begann sie, indem sie spöttisch die Lippe kräuselte. Zules wußte sehr wohl, daß sie ihn nur necken wollte. Aber es war ihm unmöglich, seine Ruhe zu bewahren.

„Ich glaube meine Pflicht vollstän- det zu haben, oder sind Sie anderer Meinung, Fräulein Mary?“ Ueber das schöne Gesicht des jungen Mädchens huschte ein spöttisches Lächeln. Die Erregung, die aus diesen Worten ihres Gegenüber sprach, machte sie noch kampfeslustiger.

„Sie mißverstehen, Monsieur Zules. Ich will durchaus nicht Ihren Pflichten herabsehen. Im Gegenteil, ich erkenne ihn vollkommen an. Ich meine nur, ob Sie auch sicher sind, daß dem Tier, das Sie förmlich beschützen, auch kein Unwohlsein, vielleicht ein Schnupfen oder sonst Deraartiges befallen kann.“

ter einem südlicheren Himmel als der rauhe Norden, unter dem wir uns befinden. Was ich daher tun konnte, um den Tiger zu schützen, ist ge- schehen.“

„Ja, ja; ich weiß, daß Sie ein großer Tierfreund sind.“

„Aber ob Ihr armer Schlingel so viel Freundschaft für Sie besitzt, wie Sie für ihn, ist doch mehr als zweifelhaft.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich glaube, daß der Tiger gar keine Rücksicht auf Sie nehmen, und Ihnen so gut wie jedem anderen ein- auswillig würde, wenn er Gelegen- heit dazu fände.“

„Das will ich nicht bestreiten; denn er kennt mich noch zu wenig, da wir erst wenige Wochen zusammen sind.“

„Ich glaube auch nicht, daß er Rücksicht auf Sie nehmen würde, wenn Sie schon monatelang, ja sogar jahrelang sein Wärter wären.“

„Daraus, daß er heute, nachdem er Sie acht Wochen kennt, durchaus keine Rücksicht auf Sie nimmt.“

„Das wird mit der Zeit kommen.“

„Das glaube ich schwerlich. Der Tiger wird vor Ihnen niemals Respekt bekommen!“

„Sie meinen, vor einem andern eher als vor mir?“

„Nur das Gesicht des jungen Mädchens flog eine dunkle Röte. Glaubte sie, daß er keine Energie be- saß?“

„Das Tier wird sich an mich ge- wöhnen so gut wie an jeden and- ern.“

„Das glaube ich nicht; Sie be- handeln ihn zu zärtlich.“ entgegen- setzte sie, indem sie ihn spöttisch an- sah.“

„Das ist nicht wahr,“ sagte Zu- les jetzt auf. „Ich behandle das Tier gut; aber ich verzeihliche es nicht.“

„Das sind Ansichten. Ich finde, daß Sie das Tier verzeihlichen. Aber freilich; einen Tiger zu be- handeln, wie es sein soll, muß man Verständnis — und Mut haben.“

„Zules stand starr. Sollte er recht verstanden? Sie zweifelte an seinem Mut? Sie hielt ihn für feige?“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Dann zweifeln Sie an meinem Mut?“

„Sie haben mir noch nicht be- wiesen, daß Sie wirklich Mut be- sitzen.“

„Nicht?“

„Nein.“

Aus dem Leben des Urmenschen.

Ueber die ästhetischen Bemühun- gen der primitiven Völker plaudert in dem Büchlein „Kulturelemente der Menschheit“ Dr. K. Beule, der Direktor des Leipziger Völkermu- seums. Bei einem großen Teil des Schmuckes, wie seiner sich unsere Primitiven bedienen, handelt es sich um die ganz allgemein oder doch sehr weit verbreiteten Sitten des Bemalens, des Auszupfens der Wimper- und Barthaare, der ge- wöhnlichen Umformung des Kopfes, der Narbenverzierung und Tätowie- rung, der Umgestaltung des Ge- sichts und des Eintragens von Fremdkörpern in die Nase, Ohren und Rippen. Wir selbst besitzen nur noch einen kümmerlichen Rest der letzten Art in Gestalt der Rostboh- rung der Ohrläppchen unserer klei- nen Mädchen beifuss Anbringung eines vom Gebirge höchst unmit- telbar herkommenden Schmuckes; doch wird hoffentlich auch dieser Rest eines alten Barbarentums schon in der nächsten Generation verschwin- den. Unsere Frauen haben wahr- lich genug andere Möglichkeiten, elegant und geschmackvoll zu erschei- nen, als daß sie noch eines derartig geschmacklosen Eingriffs in den eigen- en Körper bedürfen. Diese Ein- griffe in den eigenen Leib reichen ganz allgemein in eine Zeit zurück, wo von außerordentlichem Schmud oder gar von flüchtigster Kleidung noch wenig die Rede war. Mit dem Augenblick zum Beispiel, wo die Le- ttere beginnt, größere Teile des Körpers zu bedecken, hören Bemal- ung, Narbenverzierung und Tätow- ierung auf. In Japan denkt seit der gebräuchlichen Einführung der Oberkörperbedeckung kein Mann mehr daran, sich in der alten großartigen Weise tätowieren zu lassen. In Ost- afrika hat der Verfasser bei dem ge- samten „vornehm“ nach Suaheli- art bekleideten Nachwuchs der Süd- westküste nur verschwindend selten Narbenreste festzustellen vermocht. Deraartige Rückgänge sind vielleicht ganz allgemein zu verzeichnen, so daß die Wahrscheinlichkeit besteht, daß alle Menschheitsstämme irgend- wann einmal durch die eine oder die andere dieser eigenartigen „Ver- schönerungshilfen“ gegangen sind, doch aber die meisten Völker nur noch diese oder jene beibehalten ha- ben. Wir haben also Kulturelemente von zum Teil überbleibselhaftem Charakter vor uns.

Der älteste und dabei noch harm- losste aller dieser Eingriffe ist das Bemalen. Der erste Mensch, der durch einen Sumpf wadete oder in den Dreck fiel, war ihr Erfinder; er hatte zudem in ihr Schmutz und Kleidung zugleich gefunden. „Dreck hält warm“, sagen selbst wir seinen Leute. Als Schutzpanzer gegen Sonnenstrahlen und Insektenstich trägt der Wilde auch jetzt noch gern einen Leberzug, sei es von seuch- tigen Leberzügen der Erde selbst, sei es von besonders zutragenden Pul- vern, wie dem Buchu Südafrikas, dem Rothholzpulver des nördlichen Westens, dem Laka in Südamerika. Erst im Laufe einer sicher sehr lan- gen Entwicklung hat man der Bemalung besondere Motive unterlegt, das der Trauer, der Freude, der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Menschengruppe (Gehelmbunde u. dgl.), der Kennzeichnung der sozia- len Stellung im eigenen Volk und anderes mehr. Beim Indianer Amerikas und beim Australier, we- niger beim Afrikaner sieht die Bemalung zu diesen Zwecken noch jetzt in voller Blüte. Bei uns ist das Bemalen mit Rötel und anderen Erdfarben aus der Steinzeit belegt; in der Gegenwart ist es auf den Bühnengebrauch und manches Vou- dou beschränkt.

Tätowierung und Narbenverzierung sind insoweit ebenfalls nahezu Allgemeinurtheile der Menschheit; einzeln genommen hat jedes Volk besondere Provingen. Hat Europa- päer lassen jeden künstlichen Ein- griff in die menschliche Haut unter dem Namen Tätowierung zusam- men, ganz gleich, ob er sie durch Einführen von farbigen Stoffen ver- ändert oder nur durch Narbenbildung infolge bloßer Einschnitte. Das ist falsch. Lediglich die farbige Um- gestaltung fällt unter den Begriff der Tätowierung; das andere ist einfa- che Narbenverletzung. Das „Berser- gungsverfahren“ ist bei dieser im all- gemeinen recht einfach: Man ritzt die Haut in den gemüthlichen Linienmu- stern mit zahlreichen kleinen Schnit- ten, wartet die Verheilung ab und wiederholt den Schnitt, bis eine mä- ßige Wucherung eingetreten ist. An- derewo erzielt man diese Wucherung durch Brennen. Bei den Tonga und Baronga im Südosten Afrikas und dem Bengala am mittleren Kongo endlich trennt man zu dem Zweck richtige kleine Hautlappen los, die nach der Verheilung knorpelartig über die umgebende Hautpartie heror-ragen. Anapneusen nannten die Varen deraartig geeignete Leute,

Sonnenflecke und Witterung.

Die elfjährige Periode. — Metho- die der Witterungslehre. Da die zeitliche Aufeinanderfolge der Witterungs-Erscheinungen in Mitteleuropa eine ziemlich verwe- rende Mannigfaltigkeit aufweist, zu- den die Meteorologen seit langem, diese Mannigfaltigkeit in periodische Schwankungen zu zerlegen, die auf periodisch verlaufende kosmische Ein- flüsse zurückzuführen sind. Durch die Arbeiten zahlreicher Forscher, deren Ergebnisse in der „Naturwissen- schaftlichen Wochenschrift“ zusam- mengesetzt werden, gelang schließlich der Nachweis, daß die elfjährige Periode der Sonnenflecken in dieser Beziehung als klimatischer Faktor von Bedeutung ist. Nach den Unter- suchungen von W. Rappert entpricht nämlich den Jahren mit einer höchst- möglichen Anzahl von Sonnenflecken ein Sonnenflecken-Minimum und ein Sonnenflecken-Maximum. Andere Forscher haben deraartige periodische Zusammenhänge bestätigt, doch könn- ten sie auch umgekehrt verlaufen, wie L. Neefing es für engere klima- tische Bezirke nachgewiesen hat. Im allgemeinen muß angenommen wer- den, daß die Strahlungsintensität der Sonne bei starker Fledertätigkeit vermindert wird. Es muß da- her die Wirkung der Sonnenflecken auf die Witterung besonders unter jenen klimatischen Bedingungen zu erkennen sein, die den Strahlungs- einflüssen der Sonne am leichtesten zugänglich sind, also vor allem auf den großen Flecken der Kontinente. So z. B. liegt das Jahresmittel der Temperatur für die Beobachtungs- station Winnipeg in Kanada beim Flecken-Maximum durchschnittlich um 2.6 Grad niedriger als beim Flecken-Minimum. Im Winter setzt sich die verstärkte Ausstrahlung leb- iger in Temperatur-Ernieuerungen um, und demgemäß zeigt die Peri- odizität sich im Winter auch am stärk- sten. Auf ganz andere Weise aber äußern sich die durch die Sonnenfle- cken herbeigeführten Schwankungen der Strahlen im Gebiet des nördli- chen Atlantik: denn da die Wasser- fläche beständig nur langsam auf Strahlungsänderungen reagiert, so wird die winterrliche Atlantische De- pression dadurch nur sehr wenig ge- ändert. Infolge der Verjüngung der kontinentalen Hochdruckgebiete, die in Jahren starker Fledertätigkeit durch die Temperatur-Ernieuerung herbeigeführt wird, treten an der nordwesteuropäischen Küste vermehrte Bewölkung, Verstärkung des südwest- lichen Windes und des Golfstromes auf, es kommt also — im Gegensatz zur Abkühlung im Innern der Kon- tinenten — an der Küste zu einer all- gemeinen Erwärmung. Jedenfalls ist erwiesen, daß den Sonnenflecken vor allem ihrer Häufigkeit und Ab- zahl, zweifellos ein direkter Einfluß auf die Witterung zukommt, und da- her kann man durch Betrachtung der elfjährigen Periode der Sonnenfle- cken auch in die zeitliche Aufeinander- folge der Witterungs-Erscheinungen eine gewisse ordnungsmäßige Rei- henfolge bringen.

Der spanische Dichter Cervantes schätzte den „Don Quijote“, das uner- reichte Muster des humoristischen Ro- mans, geringer als sein wirkungslo- ses, langweiliges Trauerspiel „Dona- mancia“. Ungern sah es Sogartch, wenn man den Humor in seinen Zeichnungen gerührt hat, ohne gleichzeitig von seinem barocken „Epos“ für seine vollendete, heile Arbeit, und doch geht dieselbe fast bei jeder, auch der trefflichsten Auf- führung, ohne besondere Wirkung auf die Zuschauer herüber. Selbst Goethe sagte, als seine Freunde den „Faust“, „Tasso“, die „Phigonia“ und andere seiner Dichtungen rühm- ten: „Auf diese Erzeugnisse lege ich keinen großen Wert; sie sind ver- gänglich wie vieles Menschliche. Vor- mir sind Dichter gewesen und nach mir werden andere kommen; dasje- nige aber, was ich in meiner „Bar- barenlehre“ geleistet habe, das — weis ich — bleibt für alle Zeiten.“

Gerade seine Farbenlehre aber ist heute längst überholt. Der Grund dieser Selbsttäuschung ist wohl der, daß diese bedeutenden Geister solche Arbeiten, welche ihrer Begabung fer- ner lagen, häufig nur unter erheb- licher Anstrengung vollenden konn- ten, während die Werke, welche ihren Ruhm ausmachten, ihrem angebo- renen Genie mühelos entfloßen.

Dem Herzen angeboren ist die Treue: Wenn uns Genodines hold und lieb geworden, So anglist uns, so schmerzt uns fast das Neue.“

Witze.

„Nicht so brennt so sehr, als wenn man kalt gestillt wird.“

„Mit der Zeit wird der Mensch verblödet oder verfanert.“

„Klein-Industrie. Mama (zu ihrem Sohn, der die Treppengeländer herunterrutschte): „Was machst Du denn da?“ Karlchen: „Holen für Wassertraben!“

„Kellner. „Du, ich habe heute Deine Frau spazieren gehen sehen, vor jeder Axtlage ist sie schön geblieben.“

„Hypocrit. Unteroffizier: „Einjähriger, wie können Sie noch „Stillesitzen“ noch mit dem Kopfe wackeln, Sie — Injurant!“

„Fremder Wunsch. Die Jungfer (seufzend): „Ach, warum kommt man nicht gleich verheiratet zur Welt!“

„Stets derselbe. „Herr Braut, Herr Lieutenant, soll ja vor- züglich schwimmen?“ Lieutenant: „Ja, aber bei Verlobung mit mir nur noch in einem Meer von Geld.“

„Im Restaurant. Gast: Da schauen's, ein Haar in der Butter. Kellner: Verflucht! Schon wieder so a dumms' Kuhhaar, was die Frau in die Butter giebt, damit es Gaff' net mer- ten, doch es Margarita ist.“

„Der Besessene. „Ich bin doch ein ausgeprochener Besessener! Kaufe ich nicht gern eine Flasche In- sultpulver, komme nach Hause — öffne die Flasche — läuft nicht ein leben- diger „Schwanz“ heraus!“

„Differenzen. Gottine „Ach, mein Gut sieht schon sehr schön aus.“ Gatte: „Ja, ich kann Dir keinen anderen machen.“ Gottine: „Ach, Gott sei Dank, so schön wie Du, ist er doch noch nicht!“

„Beim Wort genommen. Sie (am Klavier singend): „Das höchste Glück hat keine Lieber!“ — Gr (im Schreie): „Lieber Schatz, willst Du mich dieses Glückes nicht theilhaftig machen?“

„Ein Pantoffelheld. — Freund: „Dein Anzug ist schon sehr schön, warum läßt Du Dir keinen neuen machen?“ — Pantoffelheld: „Mein Anzug ist schon sehr schön, warum läßt Du Dir keinen neuen machen?“

„Boshaft. Dichter (tenonmi- schend): „Das erste Lustspiel, welches ich schrieb, hat in sechs Monaten die Preise durch ganz Deutschland gemacht!“ — Bekannter: „Pantoffelheld, das mach' Ihnen aber 'ne Masse Parto gestofet haben!“

„Entschuldig. „Habt' ich die nicht schon wiederholt gesagt, es ist unschicklich, wenn sich eine Dame nach einem Herrn umbeugt?“ — Uner- wartet: „Ich hab' mich ja nur umge- schaut, um zu sehen, ob er sich umschaut, um zu sehen, ob ich mich umschau.“

„Pantoffelheld. Müller (seinen Freund Schütze neckend, Frau auf der Straße trefend): „Nun, Herr Schütze, wo wollen Sie denn mit Ihrer Frau hin?“ — Schütze (zu seiner Frau gewandt): „Wo gehen wir hin, Emilie?“

„Die zärtliche Braut. Gr: „Gerzenthund, nächstens ist ja Dein Geburtstag, ich werde Dir ein Loos zur schicklichen Lotterie spenden!“ — Gr: „Ach ja.“ — Gr: „Und ein Glückwünschen dazu.“ — Gr: „Das ist nicht nötig, ich habe ja Dich!“

„Ein guter Chemiker. — Gr: „Nicht wahr, theurer Arthur, Du liebst mich doch aufrichtig, und ich bin Dein einziges Glück auf dieser Erde?“ — Gr: „Du sagst mir das so oft. Ge- liebe, daß — ich's schließlich selbst glaube!“

„Boshaft. Freund: „Dot- torden, die Dame, die Sie gefehen wegen eines alten Leibes aufsuchte, war meine Schwägerin. Sagen Sie mal aufrichtig, ist das Leiden bösa- rtig?“ — Gr: „Das Leiden nicht, aber die Dame scheint es mir zu sein.“

„Der kleine Amateur-photograph. Hans (zu seiner älteren Schwester): „Weißt Du, wenn Du mir jetzt den Kuchen nicht gibst, photographire ich Dich morgen, wenn Du noch nicht gewaschen und gekämmt bist und zeige das Bild Deinem Bräu- tigam!“

„Eine Liebeserklärung. Heute finde ich endlich den Mut, Ihnen, beehrtes Fräulein, meine Liebe zu erklären. Das ist überflüs- sig. Nach den Umständen, die mein Vater bei Ihren Gläubigern eingego- gen, kann ich sie mir schon selbst er- klären.“

„Neues Wort. I. Höflings: „Ach, ach! Da hat man den neue- sten Einbildungsgeschichten!“ — 2. Höfling: „Der Minister hat es be- fohlen.“ — 1. Höfling: „Man kann aber doch nicht neben einem Schweine- züchter sitzen!“ — 2. Höfling: „Dann heißen Sie ihn Großgrundbesitzer!“